

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Barbara Michaels

Die Spur der Rose

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I

Der nahende Sturm warf einen dunklen Schatten über die Landschaft. Die tiefhängenden Wolken schimmerten grünlich-grau. Diana hielt das Lenkrad fest umklammert. Dennoch wurde sie vom Holpern des Wagens auf der zerfurchten Straße durchgeschüttelt. Es regnete bereits seit drei Tagen.

Diana trat auf die Bremse. Der Wagen schleuderte lebensgefährlich. Sie hielt leise fluchend an. So was Dummes! Auf der Straße war doch nirgends ein Hindernis zu sehen.

Die Kurve nahm sie dann langsamer als beabsichtigt. Das Wasser war über das Bachbett getreten und lag wie ein brauner See über der Straße. Und neben der Straße, halb unter Wasser...

Der Fahrer hatte die Kurve offensichtlich zu schnell genommen. Der Wagen war in den Graben gerutscht und auf die Seite gekippt. Die Tür auf der Fahrerseite lag unter Wasser. Es gab kein Lebenszeichen.

Diana hielt ihr Auto einige Meter vor dem Rand des Wassers an und stieg vorsichtig aus. Ein Blitz zerriß die Wolken. Donnerkrachen ließ sie zusammenzucken. Sie fühlte sich wie benommen. Wieso hatte sie vorhin eigentlich gebremst – den umgestürzten Wagen hatte sie doch erst Sekunden später bemerkt? Als ob sie geahnt hätte, daß sie anhalten mußte. Ein seltsames Gefühl von *déjà-vu* beschlich sie.

Ist ja egal, dachte Diana. Für solche Gedanken war jetzt keine Zeit. Der Fahrer könnte das Bewußtsein verloren haben. Sie watete ins Wasser hinein; es war tiefer, als sie gedacht hatte, und reichte ihr bis an die Waden, als sie auf Zehenspitzen nach dem Türgriff suchte. Die ungewöhnliche Wagenform fiel ihr erst auf, als ihre Finger den Türgriff fanden – runde Kotflügel vorn, lang ausgezogene Flossen hinten. Mein Gott, ein Oldtimer! Alte Wagen waren viel schwerer, massiver gebaut, sie würde die Tür wahrscheinlich nie aufkriegen, nicht in ihrer momentanen verkrampften Stellung.

Während sie verzweifelt an der Tür hantierte, öffnete sich diese urplötzlich, und zwar mit solcher Wucht, daß sie zurucktaumelte und – sie wußte nicht, wie ihr geschah – auf dem Hintern landete. Eine schlammige Fontäne schoß in die Höhe, während ein großer *grüner* Hund aus dem Wagenfond krabbelte. Diana konnte nichts mehr überraschen, und als sie die Stimme hörte, fand sie es ganz natürlich, daß der Hund sprach.

«Beweg deinen Arsch, du dummes Stück! Los! Mach, daß du rauskommst!»

Der Hund war weiß – nicht grün. Sein Fell hatte nur im fahlen Licht des Gewitters grün gewirkt. Er starrte sie neugierig an. Durch die Türöffnung drängten sich Kopf und Schultern eines Mannes.

Wäre er verletzt oder wenigstens durchnäßt gewesen, hätte Diana sich bestimmt beherrscht. Aber außer daß sein Haar zerzaust war und die Brille schief auf der Nase saß – nichts. Das Hemd schien absolut trocken! Und er nahm sie zunächst nicht einmal wahr. Er schaute am Hund vorbei zum Vorderteil seines Wagens und sagte: «Verdammt, hätt'ste denn nicht wenigstens noch einen halben Kilometer halten können?»

Ein greller Blitz und Donnerkrachen ließen Diana erneut zusammenzucken. Der Hund jaulte und versuchte, in den Wagen zurückzuklettern, aber sein Herrchen hielt ihn fest.

«Wenn Sie mit dem Hund ausgespielt haben», bemerkte sie eisig, «könnten Sie vielleicht *mir* helfen.»

«Ach, du meine Güte», sagte der Mann und fixierte Diana. «Wer zum Teufel . . . Wie haben Sie . . . Wie lange sitzen Sie da schon?»

Er zog sich an der Wagenseite hoch. Er trug Jeans, die verwaschen und modisch zerrissen waren. «Sind Sie verletzt?» fragte er und streckte ihr die Hand entgegen.

«Nein; aber allein schaff ich's nicht aufzustehen . . . Der Boden ist zu glitschig.» Als sie nach der Hand des Mannes faßte, machte der verängstigte Hund plötzlich einen Luftsprung und klatschte in den hoch aufspritzenden Schlamm.

Diana beobachtete nicht ohne gewisse Schadenfreude, wie ihr glückloser Retter alsbald neben ihr auf der Erde saß – er war noch nasser als sie, und schmutziges Wasser strömte ihm über das Gesicht. Er saß mucksmäuschenstill da. Dann fragte er sie: «Wollen wir es noch einmal versuchen?»

Diana hatte wirklich nicht lachen wollen. Aber seine heitere Stimme stand in so krassem Widerspruch zu seiner äußeren Erscheinung – und ihrer eigenen vermutlich ebenfalls –, daß sie einfach nicht anders konnte. Er stand auf und musterte sie. «Sie haben Humor, meine Dame. Falls wir nicht ertrinken oder erfrieren, werden wir wahrscheinlich von einem Blitz erschlagen. Ist das dort Ihr Wagen?»

«Ja. Ich habe gesehen, daß Ihrer . . .»

«Und Sie sind herbeigestürzt, um uns zu retten?» Er faßte sie an den Handgelenken und zog sie hoch. «Sie hätten besser etwas weiter hinten angehalten. Das Wasser steigt rasch. Um da jetzt noch durchzukommen, muß man mit vollem Tempo durch.»

«Sie haben Glück gehabt, daß ich überhaupt anhalten konnte! Wer im Glashaus sitzt . . .»

«Da ist was dran. Sogar in zweierlei Hinsicht.» Er zog sich am umgekippten Wagen hoch und tauchte den Kopf durch die offene Tür ins Innere.

«Sind Sie verrückt?» schrie Diana. «Wir müssen weg, bevor . . .»

Ihre Stimme wurde von einem Donnerschlag übertönt. Die langen Beine des Unbekannten fuchtelten in der Luft herum, bevor der Rest seines Körpers wieder zum Vorschein kam. Der Mann hielt etwas in der Hand und rief ihr zu: «Hier. Halten Sie mal!»

Sie konnte den Blumentopf an dem Draht auffangen, der aus dem oberen Teil herausschaute. Eine zweite Pflanze folgte. Sie war noch größer und noch stacheliger – Kakteen!

«Okay, das wär's. Komm, Fifi. Und Sie auch – äh – Miss.»

Fifi weigerte sich, bei den Kakteen im Fond zu sitzen. Als Diana sah, daß der Hund sich hinten wie ein Wilder wälzte und den schönen, sauberen Bezug verschmutzte, kochte sie vor Wut. Aber sie schwieg – bis zu dem Moment, als der Mann ihr vorschlug, mit Fifi im Fond zu sitzen. «Fifi möchte ihren Kopf auf einen Schoß legen», erklärte er ruhig. «Gewitter machen sie nämlich nervös.»

«Dann kann sie den Kopf ja auf Ihren Schoß legen», erklärte Diana.

«Mitnichten. Ich fahre.»

«O nein. Kommt überhaupt nicht in Frage. Ich hab doch gesehen, wie Sie Auto fahren.»

«Das war nicht meine Schuld! Die Bremsen haben versagt, sie brauchen neue Beläge. Ich hatte gedacht, sie würden noch...»

«Setzen Sie sich nach hinten!»

«Sie brauchen mich doch deswegen nicht anzuschreien», meinte er beleidigt.

Das Gewitter machte auch Diana nervös. Ein besonders lang anhaltendes Donnergerollen erschreckte sie dermaßen, daß sie unwillkürlich fester aufs Gaspedal drückte und auf die Brücke zuraste. Zu beiden Seiten schwoll das Wasser an, und Diana hätte schwören können, daß alle vier Räder bei der Fahrt über die Brücke für einen Augenblick ohne Bodenkontakt waren. Dann hatten sie es geschafft und fuhren über relativ trockenen Boden.

«Herrgott, bloß nicht anhalten!» rief eine erschrockene Stimme von hinten. «Nur ein kleines Stückchen geradeaus –»
«Ruhe!» schrie Diana.

Der Regen peitschte auf den Wagen, und jedem Donnerschlag folgte als Echo Fifis Gejaule. Das Haus konnten sie erst sehen, als verschwommen die hell erleuchteten Fenster sichtbar wurden. Diana nahm den Fuß vom Gaspedal und brachte den Wagen zum Stehen.

«Wie ich sehe, haben Sie meinen Sohn bereits kennengelernt», sagte Mrs. Nicholson.

Es war eine Feststellung, und Diana antwortete mit einem Lächeln, während sie schlückchenweise heißen Tee trank. Sie war in einen großen Bademantel gehüllt, der über ihre nackten Füße fiel und auf dem Boden Falten warf. Es war der Bademantel des Gastgebers; Mrs. Nicholsons hätte Diana nicht gepaßt, denn sie war nur ein Meter fünfzig groß, eine zierliche kleine Dame mit hochgestecktem silbergrauen Haar im Stil der Jahrhundertwende.

In ihrer Bemerkung hatte feiner Sarkasmus mitgeschwungen, aber der Blick, den sie ihrem Sohn zuwarf, verriet abgöttische Liebe. Er erwiderte das Lächeln und hob seine Tasse zum Gruß.

Als die drei klatschnaß hereingeplatzt waren, hatte Mrs. Nicholson keine Zeit mit gegenseitigem Bekanntmachen und bei solchen Gelegenheiten üblicher Konversation verloren, sondern ihre triefenden Gäste sofort zu einem warmen Bad nach oben geschickt und Fifi ihrem Mann überlassen. Mr. Nicholson, groß und hager mit dichtem, ergrautem Haar, hatte klare blaue Augen, die den jungen Mann gar nicht abgöttisch, sondern ganz unverhohlen kritisch musterten.

«Wir sind einander allesamt nicht richtig vorgestellt worden», bemerkte er trocken. «Ich darf aber wohl mit einiger Sicherheit davon ausgehen, daß Sie die Miss Diana Reed sind, die wir für heute abend erwartet haben. Was mich betrifft, so

müßten Sie eigentlich schon darauf gekommen sein, daß ich Charles Nicholson bin. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Frau Emily und ihren Sohn Andrew Davis vorstelle.»

«Angenehm», sagte Diana.

«Beachten Sie ihn nicht», sagte Mrs. Nicholson mit mädchenhaftem Kichern. «Er hat sein Leben lang nur viktorianische Schriftsteller gelesen und doziert; jetzt spricht er genauso wie sie. Solche Förmlichkeiten sind doch völlig überflüssig. Ich hoffe, wir werden für längere Zeit zusammenarbeiten. Ich bin Emily. Meinen Mann dürfen Sie Charles nennen. Ich selbst nenne ihn auch Charlie Liebling oder —»

«Emily, bitte!»

«In Ordnung, lieber Charles. Ich schweife ab. Das kommt bei mir häufig vor», erklärte sie mit einem Kopfnicken zu Diana. «Ich sollte lernen, mich an das Wesentliche zu halten. Ist Ihnen auch warm genug, mein Kind? Trinken Sie noch eine Tasse Tee. Und nehmen Sie sich ein Biskuit.»

«Nein, danke, wirklich . . . Ich muß mich entschuldigen, daß ich in so einem Zustand angekommen bin und so viel Dreck ins Haus gebracht habe und —»

«Oh! Ich weiß doch, wessen Schuld das ist», sagte Emily Nicholson. «Wenn Sie sich nur um sich selbst hätten kümmern müssen, wären Sie bestimmt ganz trocken, perfekt angezogen und mit einem klaren Kopf hier eingetroffen.»

Bis dahin hatte Andrew Davis kein Wort gesagt und hauptsächlich Plätzchen gegessen. Doch jetzt setzte er sich zur Wehr.

«Du gibst immer nur mir die Schuld! Dabei —»

«Ich will es gar nicht hören», unterbrach ihn seine Mutter.

«Ich will es aber hören», sagte ihr Mann. «Ich finde Andrews Geschichten immer schrecklich faszinierend. Daß sie meistens auch noch wahr sind, erhöht nur ihren Reiz. Das jüngste Abenteuer ist in groben Umrissen leicht zu erraten. Daß ihr zusammen in Miss Reeds Wagen hier eingetroffen seid, läßt darauf schließen, daß Andrews Fahrzeug unterwegs eine Panne hatte — ein keineswegs außergewöhnliches Phänomen — und

daß sie so freundlich war, ihn mitzunehmen. Die Anwesenheit dieses neurotischen Hundes – den mitzubringen, wenn meine Erinnerung mich nicht trügt, ihm seine Mutter strikt verboten hatte, – führt mich zu der Annahme, daß er mit einem Fahrzeug angereist ist, das sie ihm ebenfalls verboten hatte. Er hat also wieder einmal einen Ausflug in einem von diesen Oldtimern gemacht, die –»

«Entschuldigen Sie, mein Herr, Sie wissen ja gar nicht, wie wertvoll diese –»

«Andrew, das weiß ich sehr wohl. Mir ist auch der Unterschied bekannt zwischen einem alten Vehikel, das man reparieren kann, und einem Schrotthaufen – ein Unterschied, der dir bislang verborgen geblieben ist. Das einzige offene Rätsel betrifft die Tatsache, daß ihr beide so verschlammt und durchnäßt worden seid. Da die Witterung gegenwärtig für Schwimmübungen im Freien ungeeignet ist, bleibt mir nur die Vermutung, daß ihr an einem bestimmten Punkt des Geschehens beide im Wasser auf den – äh – die Nase gefallen seid. Dabei könnte der Hund selbstverständlich auch eine gewisse Rolle gespielt haben.»

Während Diana zuhörte, verfolgte sie mit wachsender Faszination das unablässig wechselnde Mienenspiel auf Andrews Gesicht. Er hatte ebenmäßige Züge – braune Augen, eine breite gerade Nase und einen anziehenden Mund.

Andrew lächelte, als sein Stiefvater zu Ende gesprochen hatte. «Gar nicht schlecht», räumte er ein.

«Ich habe ja schon immer gesagt, du solltest Krimis schreiben, Charles Liebling», zwitscherte Mrs. Nicholson. «Du bist ein brillanter analytischer Denker.»

«Emily, bitte!»

«Na schön, vergiß es.»

«Vergiß es? Das ist jetzt schon der vierte Hund, den er uns aufhalst, die sechs Katzen gar nicht erst zu erwähnen.»

«Du mußt es einmal von der angenehmen Seite sehen, Charles. Er hätte den Wagen ja auch zu Schrott fahren können.

Und, ehrlich gesagt, gegen die Tiere habe ich nichts. Wir haben hier genug Platz. Ich wünschte mir nur eins, Andy, mein Lieber: Du solltest unser Haus nicht mehr als Heim für verlassene Kakteen benützen. Ich hasse Kakteen.»

«Es handelt sich um ein seltenes Exemplar von *Echinopsis eyriesii*», warf der Sohn beleidigt ein.

«Aber ich mag nun einmal keine stacheligen Pflanzen, mein Lieber. Warum bringst du mir keine Rosen?»

«Rosen sind *ihre* Leidenschaft», sagte Andy.

Diana sah plötzlich drei Augenpaare auf sich gerichtet.

Sie hatte gewußt, daß der Augenblick kommen würde. Sie hatte geglaubt, auf ihn vorbereitet zu sein. Sie hatte sich Namen, Daten und Fakten eingeprägt, nämlich:

Charles Nicholson, sechzig Jahre alt, ehemaliger Professor der Geschichtswissenschaft. Seine Frau Emily, siebenundfünfzig Jahre alt, ehemalige Lateinlehrerin. So zumindest sah Dianas Vater seine Klienten – nicht als individuelle Persönlichkeiten, sondern als Fälle, als Herausforderung für seine Aufgabe, die komplexe Struktur des Gesetzes zu ihrem oder seinem eigenen Vorteil zu deuten. Die Methode hatte einiges für sich, denn es war schwierig, professionelle Distanz zu wahren, wenn man mit Klienten persönlich zu tun hatte. Das hatte sie zu Beginn ihrer praktischen Arbeit als Juristin selbst erleben müssen; aber zwei Jahre waren offenbar nicht genug zur Abhärtung.

Die Nicholsons waren keine «Fälle» oder Abstraktionen. Ihr Humor, ihre Freundlichkeit und das Vertrauen, das sie ihr entgegenbrachten, hatten die Barrieren durchbrochen, die Diana unbewußt gegen eine persönliche Anteilnahme errichtet hatte.

Andy hatte kurz die Augen zusammengekniffen – oder bildete sie sich nur ein, daß er ihr einen mißtrauischen Blick zuwarf? «Rosen», fuhr er fort, «sind doch genauso stachelig. Sogar die alten,nehm ich an. Was soll das überhaupt heißen – alte Rosen? Wer will denn eine müde alte Blume, wenn er eine schöne junge haben kann?»

«Nimm das arme Mädchen nicht auf den Arm, Andy», sagte Emily. «Falls du tatsächlich so unwissend bist, wie du tust – was ich bezweifle –, dann geh in die Bibliothek und lies ein paar von meinen Büchern. Ich werde dir jedenfalls nicht erlauben, ein Überschwemmungsopfer ins Verhör zu nehmen, das Charles' Bademantel tragen muß, weil sie deinetwegen beinah ertrunken wäre. Jedenfalls nicht vor dem Abendessen.»

«Es macht mir nichts aus», sagte Diana. Dank Emilys Unterbrechung hatte sie sich innerlich fassen können; wenn sie eine Prüfung über sich ergehen lassen mußte, so war dies wohl der richtige Zeitpunkt, sie erfolgreich hinter sich zu bringen. «Hinsichtlich der Definition einer alten oder Erbgut-Rose herrscht ja beträchtliche Uneinigkeit. Die meisten Leute sind der Meinung, daß dazu jede Rosenart zählt, die bereits vor der Einführung der ersten Teehybride, der La France, im Jahre 1867 existierte. Gegenüber den älteren Rosen haben Teehybriden einen großen Vorteil: Sie blühen ununterbrochen den ganzen Sommer über bis weit in den Herbst hinein. Die meisten alten Rosenarten blühen nur einmal.»

«Mir hat immer die Definition von Trevor Griffiths gefallen», zwitscherte Emily. «Eine alte Rose ist jede Rose, die nicht modern ist.»

Diana konnte den Namen gleich richtig einordnen. Griffiths war eine Autorität aus Neuseeland; sie hatte mehrere Bücher von ihm studiert. Sie deutete durch ein Lächeln an, daß sie Bescheid wußte. Emily fuhr fort: «Die Teehybriden sind ja sehr schön, aber so schrecklich langweilig! Immer die gleiche Form! Von den alten Rosen haben einige einfache Blüten, andere große, dicke Puffs aus Blütenblättern. Und dann erst die Farben! Herrlich subtile Töne in Malvenfarbe, Violett und Pflaumenblau, wie in alten Wandteppichen. Ich bin ja so froh, daß sie wieder erhältlich sind – und ich möchte sie alle haben!»

«Aber wie ...» hob Andy an.

«Schluß jetzt», sagte seine Mutter entschieden. «Das Fachsimpeln können wir nach dem Abendessen fortsetzen. Deck den Tisch, Andy. Ich werf einen Blick in die Kasserolle.»

Sie lehnte Dianas Angebot zu helfen mit einem humorvollen Hinweis auf ihre unpraktische Kleidung ab. «Mit Ihrer Schleppe können Sie ja nicht mal richtig laufen, und die Ärmel rutschen Ihnen ja ständig über die Hände. Bleiben Sie sitzen, Sie Schmuckstück! Mit Ihren großen, hellbraunen Augen und den wunderschönen Locken sehen Sie jetzt aus wie ein kleines Mädchen, das Papas Sachen anhat und...»

«Du bringst Miss Reed in Verlegenheit, Emily», sagte Charles. «Sie ist doch kein kleines Mädchen. Sie ist eine erwachsene Frau und ein Profi.»

«Hat sie etwa keine schönen Haare? Haselnußbraun die Locken, mit goldenem Glanz... Kommt das aus einem Gedicht, oder habe ich's gerade erfunden?»

«Jetzt hör auf, Ma», sagte ihr Sohn. «Du hast die furchtbare Angewohnheit, mit Menschen so zu reden, als ob sie drei Jahre alt wären. Mit mir machst du das ständig.»

Die Bemerkung löste eine Diskussion aus, welche die Aufmerksamkeit von Diana ablenkte – was Diana mit unendlicher Erleichterung zur Kenntnis nahm. Sie hatte die Prüfung also allem Anschein nach bestanden. Im Verlauf des weiteren Gesprächs wurde ihr allerdings klar, daß der Themenwechsel weder auf Taktgefühl noch darauf zurückzuführen war, daß man sie akzeptiert hatte; die Nicholsons redeten einfach so, wie es ihnen gerade in den Sinn kam. Diana hätte kein einziges Wort unterbringen können. Sie hatte ihr Gewissen rasch wieder beruhigt und überlegte, daß die Redseligkeit der Familie Nicholson nur von Vorteil sein konnte. Je mehr die Nicholsons redeten, desto weniger mußte sie selbst reden, und je weniger sie sagte, desto geringer war die Chance, daß sie Fehler machte.

Das Abendessen bestand aus einer Huhn-Champignon-Kasserolle und einem Salat. Andy vertilgte auch noch den letzten Rest und anschließend genüßlich zwei Stück Apfelku-